

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen viertelj. 2.10 M., für 2 Monate 1.40 M., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeld.

**Redaktion: Lauscher Str. 19/21.**  
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 2721.  
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

**Inserate** werden die 5 gespaltene Zeile ober deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluss der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expeditions: Lauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

## Tageskalender

Im Ruhrgebiet hat der Streik auf das Gebiet von Gyrne übergegriffen. (Siehe Streik im Ruhrgebiet.)

Im Reichstage fand eine Debatte über den Königsberger Prozeß statt. (Siehe Deutscher Reichstag.)

Die plötzliche Erweiterung der preussischen Staatswerften hat ihren Grund in der Ueberlastung der Privatwerften durch Aufträge für die russische Kriegsflotte. (Siehe Ueberlastung.)

Die Rheinische Zeitung stellt der bürgerlichen Presse gegenüber nochmals fest, daß das Hüffener Bild echt ist. (Siehe Deutsches Reich.)

Kuropatkin soll sich dazu aufschließen, vor Ankunft der Verstärkungen unter Rogi die Offensive zu ergreifen. (Siehe Krieg in Ostasien.)

Gegen den Baren soll ein Virental verübt worden, aber mißlungen sein. (Siehe Letzte Nachrichten.)

## Der Streik im Ruhrgebiet.

Leipzig, 12. Januar.

Mit der elementaren Wucht einer langgebändigten Naturkraft greift der Streik im Ruhrgebiet um sich. Nicht mehr die kühle Besonnenheit allein gibt Richtung und Ziel. Der unimpulsive stürmische Drang droht an ihre Stelle zu treten und die Bewegung dorthin zu tragen, wo sie die erfahrenen Führer der Organisationen nur mit schwerer Sorge sehen können. Vielfach arbeiten die Organisierten und die Unorganisierten streiken. Der Vorsitzende des Bergarbeiterverbandes, Sachse, spricht in Massenversammlung unter großem Beifall für Aufhebung des Streiks. Als es aber zur Abstimmung kommt, stimmt alles für die Fortsetzung des Streiks! In dem gemeinsamen Aufruf der verschiedenen Arbeiterorganisationen, den wir gestern bereits zum Abdruck brachten, wird den Arbeitern auf jede Bruchstraße brüderliche Solidarität und moralische wie finanzielle Unterstützung zugesichert, gleichzeitig aber die Arbeiter so eindringlich wie nur möglich vor einem allgemeinen Streik gewarnt, der unter den gegebenen Umständen nur den Unternehmern von Nutzen sein könne. Der Erfolg ist, daß der Streik um sich greift, wie eine treffende Feuersbrunst! Innerhalb dreier Tage sind über 50 000 Mann in den Ausstand getreten!

Nur außerordentliche Verhältnisse können dieses Vorgehen erklären. Sicherlich, die Lage der Bergleute ist nach

jeder Richtung hin erbärmlich, ihr Lohn ist elend und ihre Lebenshaltung trostlos. Das Risiko der Arbeit ist in keinem Betriebe fürchterlicher, als im Bergbau. Seit Bestehen der Knappschaftsberufsgenossenschaft, d. h. seit 1885/86 bis Ende des Jahres 1903, haben 92 534 Bergarbeiter ihr Leben oder ihre heilen Glieder eingebüßt. Gleichzeitig sind die Dividenden der Aktionäre in ähnlicher Weise gewachsen. Jeder zerbrochene Arbeiterknochen, jeder zertrennte Proletarierschädel brachte den Herren hundertfachen Segen. So stiegen die Dividenden der Zeche Arenberg von 1894 bis 1899 von 35 auf 75 Prozent, der Zeche König Wilhelm in derselben Zeit von 5 auf 20 Prozent, beim Köliner Bergwerksverein von 6 auf 30 Prozent usw. Das ist alles wahr und dreimal wahr. Und doch geben uns diese Zustände keine genügende Erklärung für die wilden, stürmischen Arbeitseinstellungen, die wir jetzt im Ruhrgebiet mit ansehen müssen. Um sie zu finden, müssen wir in die eigentümlichen Verhältnisse des Ruhrkohlenbeckens tiefer eindringen.

In den „Erinnerungen eines alten Bergmanns“ erzählt Schulz-Brisen, als er sich gegen Mitte der sechziger Jahre die Abteufung der Zeche Konsolidation angesehen, habe er einen Tannenwald durchwandern müssen. An Stelle dieses Tannenwaldes liegt heute der Ort Schalke mit mehr als 30 000 Einwohnern. Damals war Gelsenkirchen ein kleiner Ort mit kaum 500 Bewohnern, heute wohnen in seiner Gemarkung 130 000 Menschen. Dortmund und Essen, vor vierzig Jahren kaum genannte Kleinstädte, beherbergen jetzt gegen 400 000 Menschen auf ihrem Grund und Boden. Im Jahr 1870 lebten im Ruhrgebiet 270 Menschen auf dem Quadratkilometer, jetzt 825! Der Reichsdurchschnitt beträgt 104. Wo sind diese ungeheuren Massen hergekommen?

Die Bourgeoisie, sagt das kommunistische Manifest, hat ganz andere Wunderwerke vollbracht, als ägyptische Pyramiden, römische Wasserleitungen und gotische Kathedralen, sie hat ganz andere Jüge ausgeführt, als Völkerverwanderungen und Kreuzzüge. In der Tat! Die Besiedlung des Ruhrbeckens innerhalb der letzten 25 Jahre ist der Typus einer Völkerverwanderung, wie sie der Kapitalismus hervorruft. Die Kohle, der „schwarze Diamant“, hat immer neue Scharen landloser Proletarier in das „schöne und romantische Westfalen“ gerufen, das einst Freiligrath und Levin Schücking so anmutig beschrieben. In ihrer Zeit gab es kaum 12 000 Bergarbeiter im Gebiete der roten Erde, jetzt sind ihrer 250 000. Dazu kommen noch wenigstens 200 000 Hütten- und Walzwerk- sowie sonstige Metallarbeiter. Es versteht sich, daß zu dieser Völkerverwanderung alle Gebiete Deutschlands beigetragen haben. Allein 80 000 von den 250 000 Kohlenarbeitern stammen aus Ostelbien. Dazu kommen noch rund 15 000 Ausländer, so daß hier, mit Einschluß der Familienangehörigen, gegen eine Viertelmillion

Menschen vom Kapitalismus aus der alten Heimat herausgerissen und in neues Erdreich verpflanzt wurden.

Die Zuwandernden waren nicht besser, wohl aber entschieden schlechter gestellt, als die ansässigen Arbeiter. Sie kamen, wie gesagt, zum großen Teil aus Ostelbien, ein erhebliches Kontingent von ihnen waren Polen, die die niedere Lebensweise und die geringen Ansprüche aus ihrer Heimat mit nach Westfalen brachten und dort die Lebensgewohnheiten der ansässigen Bevölkerung herunterdrückten. Dr. Pieper, der im Jahre 1901 auf Grund eigener Studien ein Buch über die Lage der Bergarbeiter im Ruhrrevier schrieb, spricht ganz offen von einer zunehmenden Proletarisierung der Bergarbeiter. Aus den Ausführungen Stausschys über die mittelalterlichen Bergarbeiter im ersten Bande der Geschichte des Sozialismus wissen wir, wie relativ günstig die Lage der deutschen Bergarbeiter noch vor vier Jahrhunderten war. Sie hatten den Siebenstundentag, außerdem ruhte neben den Sonn- und Feiertagen auch an Sonnabenden die Arbeit. Und vor noch 25 Jahren war, wie Otto Hue bezeugt, der Knappe gewissermaßen der Gutsherr unter den Arbeitern des Ruhrbezirks. In dem letzten Menschenalter ist das alles verschwunden. Häuser, die einst für eine Familie gebaut waren, beherbergen jetzt drei bis vier. Nach den Feststellungen Piepers, der nichts weniger als ein Sozialdemokrat ist, kommen zwei bis drei Personen auf ein Zimmer, und fast durchweg mehr als zwei Personen auf ein Bett. Die Anzahl der Leute, die weder lesen noch schreiben können, ist kaum in den benachtesten Distrikten Mecklenburgs und des östlichen Preußens so groß, wie im Ruhrrevier. 1803 betrug sie nahezu 8 Prozent! 16 verschiedene Sprachengruppen gibt es unter den Ruhrbergleuten. Neben den Polen gibt es Ungarn, Oesterreicher, Holländer, Belgier, Italiener, Russen, Schweden, Schweizer, Engländer, ja sogar Afrikaner und Japaner. Und das alles ist in unaufhörlicher Bewegung. Ueber alle Vorstellung riesenhaft nennt Hue die proletarische Wanderung innerhalb des Ruhrbeckens. Nach dem Bericht der Knappschaftskasse strömten allein in den drei Jahren 1900—1902 766 000 Bergarbeiter in dem verhältnismäßig kleinen Bezirk des Ruhrkohlenreviers hin und her, von einem Zeche zur andern wandernd. Das macht, mit den Familienangehörigen, ein millionenköpfiges Proletarierheer aus, das rastlos auf der Wanderung ist.

Hier hat die gewerkschaftliche Organisation ganz ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden, die um so größer sind, je stumpeloser sich Polizei und Verwaltung in den Dienst des Unternehmertums stellen. Der spontane Ausbruch großer Massenstreiks, wie wir sie jetzt im Ruhrgebiet erleben, ist stets die schärfste Anklage wider die herrschende Klasse und der schreiendste Beweis für die Unerträglichkeit der gesamten Zustände gewesen. Ohne Zweifel! Das westfälische Kohlenmagnatentum hat es seit langer Zeit darauf abgesehen, die Bergarbeiter systematisch zur Ver-

## Seuilleton.

### Das schlafende Heer.

Roman von E. Viebig.

(Nachdruck verboten.)

Ein schlummer Tag war es heute für die Hasen von Chwaliborzyc. Löh Scheffel, der in respektvoller Entfernung von der Schupkinie mit seinem Wägelchen hielt, sagte zu Jsidor, seinem Sohn: „Gott soll hüten, ich rechne an die zweihundert! Was rechnest du?“

„Bin ich allwissend?“ Der Sohn zog die Schultern hoch. „Wer ich der schon sagen wieviel, wenn ich über gezählt haben de Felleher!“

Löh Scheffel hatte sich eingefunden, weil er ein Geschäft zu machen hoffte. So viel wußte er, hätte er vorher um die Ehre erlucht, von den zu erledigenden Hasen welche erhandeln zu dürfen, wäre er rundweg abschlägig beschieden worden: der Herr von Chwaliborzyc machte keine Geschäfte mit Juden. Aber sein Förster nahm's nicht so genau. Nun, und was wußte denn der gnädige Herr davon, ob fünfzig Hasen mehr oder weniger an den Wildhändler Janiszewski nach Posen abgingen?

Scheffel zog die Stirn in tiefe Furchen und legte den Zeigefinger bedenklich an die große Nase: wenn der Frelowski nur nicht gar so teuer mit seiner Ware wäre! Wer konnte dann an einem Hasen noch etwas verdienen bei den schlechten Zeiten!

Er seufzte und sah bekümmert in die wintergraue Weite. Gar keine Aussichten mehr! Vor zwanzig Jahren war's anders hier gewesen und vor fünfzig erst recht. Da waren die „Faktors“ gefahren von Gut zu Gut, und man hatte sie in die Stube geführt und hatte sie auch wieder

hinausbegleitet und hatte ihnen die Hand gereicht. Kein Handgeldchen war gemacht worden ohne einen jüdischen Mann, kein großes und auch kein kleines. Jetzt besorgten sie's alle alleine!

„Ei weih!“ Da war die Madame Restner auf Prjborowo, eine reiche Dame, eine vornehme Dame, aber handeln konnte die — Gott soll hüten! Die redete um einen Groschen und um ein Viertelpfundchen, was am Gewicht fehlte — nein, um zehn Gramm stritt sie, als ging's um einen Däsen!

Löh Scheffel seufzte tief und fuhr sich mit dem Armel des Klauenschrocks unter der schnüffelnden Nase her: es war ein Elend mit der Konkurrenz! Und daß dem Leiser Hirsch, seinem Schwiegerohn, dem einzigen Warenhaus-Inhaber im Städtchen, sich jetzt auch noch einer auf den Hals gesetzt, der eine große Spiegelscheibe im Ladenfenster hatte und Reponum mit Vornamen hieß, wie der Heilige, zu dem sie hier beteten, das war gar nicht zu verwinden. Ehe der seinen Laden eröffnete hatte, war der Herr Propst um den Ladentisch geschritten und hatte seinen Segen gesprochen und mit dem Weihwedel die Wände angepriesigt. Wer konnte da noch konkurrieren?! Und war auch der Kleiderstoff bei Leiser Hirsch drei Groschen billiger, der Kaffee das Pfund fünf Pfennige billiger, der Sirup süßer, das Petroleum heller, der Schnaps stärker, der Hering salziger, kostete die Gose auch nur einen Spottpreis, verloren auch die Messel nicht gleich die Böden und die Kartoffelhacken nicht gleich die Stiele, sie liefen doch alle zum Reponum Wisnierski, denn der Herr Propst hatte gesprochen: „Kauft bei dem!“

Jsidor, sagte Löh Scheffel und fraute sich nachdenklich den spitzen zugespitzten, von den Ohrschläpchen in schmalen Streifen nach dem Kinn ziehenden Bart; „wurde leben, wird er mir nicht verkaufen die Hasen, nicht einen einzigen. Wird er mer nehmen so hoch, daß es geht über meine Kraft. Mir mehr zu wollen, mir mehr zu handeln!

Seit der Herr Propst hats Geschäft eingeweiht, können wir gehen meckeln.“

„Du, mer hofft doch!“ Der junge Mann blickte seinen Vater berweisend an. „Wenn du tust deinen Mund immer zum Bösen auf! Ich zieh nach Posen, ich wer mer nich ärger hier alle Tag!“

„Gott soll hüten, in die große Stadt?“ Aengstlich sah der Alte seinen Sohn an, als wolle er ihn mit den Augen festhalten.

Aber Jsidor lachte. „Bin ich 'n Schlemmich?! Werden se mer anessen, de Posener?! Wer verlichts Geschäft, kann da machen auch feins. Ich bin nich meckpugge, es fällt mir nich ein zu warten, bis der Propst auch wird weihen 'nen Fleischer. Dann werden se dem verkaufen 's Rindvieh, und du kommst wieder laufen nach Hasen-felleher!“

„Zu du deinen Mund nicht zum Bösen auf!“ Ganz erschrocken duckte Löh Scheffel den Kopf zwischen die Schultern und hob abwehrend beide Hände: „Gott der Gerechte wird's nicht leiden, daß er mer ruiniert auch mein Geschäft! Soll mer jedes Pfund Fleisch auf der Seele brennen, was ich je hab zu spiz gewogen!“

„Nu nu!“ Jsidor fing leise an zu pfeifen, und dann machte er eine weite Handbewegung: „Zieh wer der sagen, Vater, mir is es auch in Posen zu eng. Ich wer lieber gleich ziehen nach Berlin. Da kann mer machen noch e besseres Geschäft. Und wenn ich heirate 'ne Frau mit Rejummes, wer ich der lassen kommen nach. In meine Söhne wer ich lassen studieren Rechtsanwalt!“

„Wie heißt?“ Der Vater sah ganz verdutzt drein. „Du wirst heiraten 'ne Frau mit Rejummes?! Du, denn Löh Scheffel sein Sohn aus Miaszczko?! Du wirst studieren lassen de Herren Söhne Rechtsanwalt?!“

„Nu, mer hofft doch! Nu, um warum nich?“ Der junge Mensch mit dem intelligenten Gesicht lächelte siegesgewiß. „Was ich jetzt noch nich kann, wer